

Gewinn

Sie hatten beschlossen, ihr zum Geburtstag auf dem Markt genau drei Rosen zu kaufen. »'Rum drei, 'rum nich' fünf?« fragte der Händler. Genervt von dieser Frage, fielen sie den Händler an: »Wie viele Gesichter hat Gott, ha? Wie viele?« »Zwei fünfzig«, war vom erschrockenen Händler nun zu vernehmen. Und er war wahrlich ein Dichter.

(Nach D. A. Prigov)

Das Wort *Gewinn* schmeckt positiv, assoziiert man damit doch einen Mehrwert, sei er symbolischer, sei er materieller Natur, der gegenüber der gegenwärtigen Position eine Verbesserung vorstellt. Ein Wort, das einen, zählt man zu den Gewinnern, lächeln machen kann. Einen Gewinn einzustreichen, das ist ein erhebendes Gefühl. Folgerichtig sind Siegerposen meist von aufstrebender oder von erhaben-stillständiger Symbolik: Triumphales Verharren zur Nationalhymne auf dem Siegerpodest, hochgereckte Fäuste und Herrmann des Cheruskers aufragendes Schwert im Teutoburger Wald, Churchills ikonisches Victory-V, der erhobene Kopf des Hausse-Stieres an der Börse, Champagnerfontänen, die schwer sich emporreckenden Töne von Strauss' *Also sprach Zarathustra*-Fanfare, die in Kubricks *2001* gleich für den Aufstieg der ganzen Menschheit eintreten muss – wenn auch mit dem Wermutstropfen, dass sie sich nicht selbst am Schopf aus dem evolutionären Sumpf zieht, sondern außerirdischer Anstöße bedarf.

Dass der Gewinn der einen den Verlust der anderen bedeuten mag, muss jedoch jene Primatengruppe bitter erfahren, die nicht Hand an Kubricks elevierenden Monolithen legen darf und deshalb zu dumm bleibt zur Entwicklung fortschrittlicher Waffentechnik. Hier wird der Gewinn zur einen Seite in einem Nullsummenspiel. Da aber ein solches nicht

weiterzuführen scheint, sondern nur im Kreis herum wie das Rad der Fortuna, das den Gewinner alsbald wieder hinabstürzt vom Gipfel, bevorzugen wir die Win-win-Situation, die allen etwas verspricht. Noch schöner, wenn der Gewinn einer Konstellation entspringt, die mehr ist als die Summe ihrer Teile – den Synergie-Effekten, die allerorten Unternehmensfusionen und interdisziplinäre Projekte verkaufen helfen, auch wenn die Prinzipien des Reibungsverlustes oder des abnehmenden Grenznutzens oft ebenso relevant wären.

Aber Gewinn und Gewinnen macht gut drauf und ist daher gern eine laute Sache. Die triumphale Geräuschkulisse zu Gewinnanlässen ist kaum zu überhören; aber die aus dem mediterranen Raum übernommenen Hupkonzerte nach Hochzeiten und Fußballfinalspielen oder scheppernde Blechdosen – just married – an den Stoßstangen von Flitterwochen-Limousinen werden aus Anteil nehmender Freude selten übel genommen. Hymnen und Lärm sind uns gut angewöhnt zu freudig-festlichen Ereignissen. Triumphmärsche in Opern oder nach tatsächlichen Kriegsgewinnen aber können ebenso erhebend wie beängstigend sein, und manchmal beides in gleichem Maße. Der Freude über den Gewinn, über das Gewinnen, geraten Verlust und Verlierer leicht aus dem Blick. Schillers / Beethovens *Freude, schöner Götterfunken* singt wenigstens nicht vom Sieg über den Feind, sondern von dem über die Feindschaft. Aber auch hier muss der sich weinend aus dem Bund stehlen, der weder Freund noch Weib errungen, der keine Seele sein nennt auf dem Erdenrund – Verlierer braucht es immer.

Erhebende Musik und fröhlicher Krach sind unter Umständen billig zu haben. Gewinnen hat aber auch mit Luxus zu tun, den man sich vom erzielten Gewinn leisten kann: »Hausse bedeutet Champagner, schnelle Wagen, schöne Frauen. Baisse dagegen ist billige Flasche Bier und eine Fahrt mit der Straßenbahn«¹, definiert eine Internetseite zur Einführung in die Börsensprache den Unterschied zwischen den Hochs und Tiefs der Spekulationslinien. Mit einem solchen Satz ist auch schon die durchaus schmale Klischeepalette der Verwöhnaromen angesprochen, die einen Augenblick des Triumphes begleiten. Und wo und wie in die Bilanz sich die schönen Frauen einordnen, die da gewonnen werden, wüsste man gern; nicht weniger gern, wohin sie zerrinnen, wenn aus dem Gewinn Verlust geworden ist. Und was sagen die, für die eine billige Flasche Bier und

¹ http://www.boersenschule24.de/bs24/artikel/hausse_baisse.htm [07.05.04]

eine Fahrt mit der Straßenbahn nicht die Baisse, sondern den Normalfall ihres Lebens darstellen?

Gewinn und Gewinnen hat damit auch eine moralisch suspektere Komponente: Wer heutzutage einen Krieg gewinnt, macht sich leicht verdächtig, sich ein Recht erzwungen zu haben und kann sich – in diskursiver Perspektive (west)europäischen Denkens – kaum der moralischen Unterstützung des alten Kontinents versichern. Die Emotion gebührt hier den Verlierern. Und Kriegsgewinnler war schon immer eine verpönte Position und ein hässliches Wort. Schamlos breites Siegerlächeln ist höchstens zu harmlosen Anlässen gestattet und macht nur Freu(n)de, wenn der erste Platz oder Preis generöses Gebaren des Gewinners auslöst. Aber auch in der (etwas) weniger existentiellen Welt des wirtschaftlichen Auf und Ab ist die Moral des Gewinns eine umkämpfte Sache: Zwischen shareholder und stakeholder value, zwischen Gewinnmaximierung und patriotischer Inanspruchnahme der Wirtschaft, zwischen der Privatisierung der Gewinne und der Sozialisierung der Verluste werden viele Scherflein ins Trockene gebracht, und manche bleiben im Regen stehen. Und da stehen letztere so lange, bis ihre vormalige Niederlage auf dem Feld ökonomischer Auseinandersetzungen in noch schwereren Krisenzeiten wieder als kleiner Gewinn erscheinen darf bzw. soll: nämlich als Beispiel dafür, wenig zu haben und doch irgendwie das eigene Leben verwalten zu können. In solchen Zeiten werden die Fahnen mit der strahlenden Sonne auf rotem Grund, die einstmals zugunsten der Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums auf möglichst viele einzelne geschwenkt wurden, beschämt wieder eingerollt. Dann gilt es als Gewinn bringende Einsicht, das über-die-eigenen-Verhältnisse-Leben zu erkennen und überwinden zu wollen: Gewinne kann man schaffen, solange ausreichend viele das Spiel mitmachen.

Wer einen Prozess gewinnt, kann – je nach nationaler Rechtsprechung und zivil- oder strafrechtlichem Anlass – Recht haben im lediglich juristischen Sinne (und hatte wahrscheinlich nur den besseren Anwalt) oder Recht haben in einem moralischen Sinne. Meist geht die aus der Nahperspektive gar nicht so feine Unterscheidung mit der Zeit aber in Vergessenheit; übrig bleibt das Gewonnenhaben. Die Position des Gewinners ist exklusiv; die Menge der Verlierer ist groß, unüberschaubar und anonym. *The winner takes it all*; im Mehrheitswahlrecht vieler Staaten ist das ins politische Prinzip gegossen.

Wer erinnert sich schon an jene jenseits des dreistufigen Treppchens, auf dem erfolgreiche Sportler die erkämpften Metallplaketten küssen? Wer – außer den Baissiers an der Börse, die ihr eigenes Spiel mit den Höhen und Tiefen der Kurse treiben – spekuliert mit dem Verlustgeschäft? Wer räumt den Kriegsschauplatz auf, wenn die Gewinner und Gewinnler abgezogen sind und geschundene Menschen und Landschaften zurücklassen, oft vermint über Jahrzehnte, mit invaliden Körpern, Köpfen und Ruinen. Im Schattenreich des Gewinns tummeln sich vielleicht verborgene Talente, unauslotbar meist, ein gefundenes Fressen für die Foucault'sche Diskursanalyse, die sich stets für das Jenseits der Siegergeschichten interessiert. Auf dieser Kehrseite der Medaille verbergen sich Tragödien der Kriegsverlierer, der Börsenspekulanten, der ungedruckten Gedichte und Romane, der nicht gewährten Anträge, seien sie wissenschaftlicher oder emotionaler Natur, der Komposition für die Schublade oder der verhängten Bilder und Spiegel. Die Schattendiskurse stellen sich denn auch anders dar, die Gestik verkrümelt sich, der Baisse-Bär senkt brummig den sturen Schädel. Gewiss, viel Pathos ist im Niedergang: *Decline and Fall of the Roman Empire*, *Der Untergang des Abendlandes*, »Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden«. Aber das wäre eine andere Geschichte. Gewinner zu sein, das macht den Unterschied. Oder, im diskursiven Duktus zeitgenössischer Philosophie: die Differenz.

Gewinn bezeichnet eine Entwicklung oder einen Fortschritt, das Erreichen eines Ziels oder schlicht die unerhörte Begebenheit von sechs Richtigen im Lotto. Ob man Zeit oder Geld gewinnt, eine Wette oder einen Prozess, einen Wettkampf oder das Herz einer begehrten Person, Gewinn überwindet die Distanz vom Ort des Wunsches zum Ort des Ziels. Dieser Vorgang findet möglicherweise unter höchstem Einsatz statt, *um jeden Preis*, um einen Gewinn zu erzielen, einen anderen, vermeintlich größeren, wichtigeren Preis einzustreichen – *Pyrrhus-Siege*. Die geschundenen Körper ehemaliger Leistungssportler sind der Preis für einen Augenblick des Jubels, Sportgeschichte meistens en miniature, der Nervenkitzel des nicht nur russischen Roulettes bringt einen für einige rauschhafte Augenblicke um Vermögen oder Leben, Hand und Herz einer begehrten Person, um einen guten Teil persönliche Freiheit etc.

Gewinn, Zugewinn gibt es vielleicht nicht ohne Einsatz, nicht ohne Tausch gegen einen anderen Wert. (Auch wenn zu überlegen wäre, worin dieser für den Rentier, den Couponschneider besteht, der seine Ge-

winne sich selbst fortspinnen lässt.) Stimmt das, dann kann man der Derrida'schen Dekonstruktion recht geben, der zu Folge es ein Erreichen des intendierten Ziels nicht gibt: Der ewige Aufschub regiert, der uns durch Einspeisung stets neuen (Signifikanten-)Einsatzes vom Ziel immer aufs Neue trennt. Dass man mit diesem Prinzip, mit dem Aufschub der Spannungslösung, trefflich Musik machen kann, haben die Komponisten im 17. Jahrhundert gemerkt und damit mindestens bis Brahms ihr Metier betrieben. Eine solche, ökonomische Lesart poststrukturalistischen Philosophierens macht den Zeichenwert entweder strukturontologisch deutbar (damit wäre der symbolische Wert gleich einem materiellen) oder substanzontologisch. Der – endgültige – Verlust bliebe als endlicher Rest und der – bleibende – Gewinn wäre eine reale Option.

Das Nachdenken über das neue PLURALE-Thema lässt einen vielleicht nicht immer gewinnend lächeln. Der Erkenntnisgewinn wäre aber immerhin eine denkbare Option.